

Ein Traum der Vernunft

Das weiße Eutopia des James Watson

Von **Wulf D. Hund**

Vor 55 Jahren veröffentlichten Francis Crick und James Watson ihre folgenreiche Arbeit über die Struktur der DNA; 1962 erhielten sie dafür den Nobelpreis für Medizin. Vor einem Jahr wurde Watson wegen rassistischer Äußerungen seiner Funktionen am Cold Spring Harbor Laboratory in Long Island, New York, enthoben. Dass es sich bei dessen „weißen Utopien“ keineswegs um zufällige Entgleisungen handelte, zeigt der folgende Essay. – D. Red.

*„El sueño de la razón produce monstruos“
(Capricho 43)*

Cold Spring Harbor scheint ein Ort des Grauens. So jedenfalls inszenierte ihn eine Fernsehserie, der er als Kulisse für den Showdown zwischen „Godzilla“ und mehreren Robotern diente. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass er im Laufe seiner Geschichte noch andere Ungeheuer beherbergt hat. Die beiden bekanntesten heißen Charles Davenport und James Watson. Beide waren eine zeitlang Direktoren am Cold Spring Harbor Laboratory. Der eine fungierte als „Papst“ der Eugenik in den USA, der andere gilt als „Godfather“ der DNA.

Derart höhere Weihen werden freilich vom Vorwurf des Rassismus getrübt. Dabei lässt sich Davenports Beteiligung an der biologischen Kriegführung gegen die Schwachen nicht bestreiten. Von interessierter Seite wird sie allerdings in beschönigende Formulierungen gefasst. Das Internetarchiv des Laboratory sieht sie als „ein klassisches Beispiel gut gemeinter, aber tragisch falsch informierter Wissenschaft“.

Während Davenport diese bis zu seinem Ruhestand ungehindert betreiben konnte, sah sich Watson genötigt, sein Amt niederzulegen. Er hatte in einem Interview erklärt, „schwarze Menschen“ wären „weniger intelligent“ als weiße, und damit allgemeine Empörung ausgelöst.¹ Das Science Museum in London, wo er eine Rede halten sollte, lud ihn wieder aus. Sein Arbeitgeber suspendierte ihn und erzwang seinen Rücktritt. Trotzdem mangelte es auch hier nicht an Versuchen der Beschönigung. Dabei stufte man Watsons Äußerungen als Vereinfachungen eines agilen Provokateurs oder als Entgleisung eines alternden Herren ein und fügte hinzu, er sei kein Rassist.

1 Vgl. Cahal Milmo, Fury at DNA pioneer's theory: Africans are less intelligent than Westerners, in: „The Independent“, 18.10.2007.

Der entschuldigende und verständige Duktus hat nicht nur mit dem Verständnis für kleine Schwächen große Geister zu tun. Er ist auch Ausdruck der Tendenz, Wissenschaft und Rassismus definitorisch zu separieren, um die Welt der Erkenntnis von jener der Ideologie oder die Botschaft der Aufklärung von den Parolen des Irrationalismus zu trennen. Das führt jedoch analytisch in die Irre und engt den Horizont der Kritik verharmlosend ein.

Der Papst der Eugenik

Charles Davenport arbeitete seit 1898 in Cold Spring Harbor. Er baute das unbedeutende Institut zu einer gut dotierten Forschungsinstitution aus. So konnte er seine eugenischen Obsessionen institutionell verankern und seinen Feldzug gegen angeblich Minderwertige und für sogenannte Rassentrennung mit wissenschaftlicher Autorität flankieren. Die von ihm vertretene Eugenik lieferte Argumente für die Sterilisation von „Asozialen“ und „Schwachsinnigen“, für die Verschärfung der Einwanderungsbestimmungen und für den Kampf gegen „Rassenmischung“.

Diesen Kampf propagierte er mit großem Nachdruck. Dabei setzte er auf einen Rasseninstinkt, der Weiße von selbst dazu brächte, sich von Farbigen fernzuhalten.² Gleichzeitig beklagte er die desolate Forschungslage auf diesem Gebiet. Zu ihrer Behebung regte er die Gründung einer internationalen Kommission an. Von deren Arbeit versprach er sich auch Ergebnisse, die seine Überzeugung von der unterschiedlichen Intelligenz der damals noch allgemein so genannten Menschenrassen stützen würden.

Im Bestreben um die Verwissenschaftlichung rassistischer Vorurteile arbeitete Davenport unter anderem mit Wickliffe Draper zusammen. Wie zahlreiche Anhänger einer weißen Vorherrschaft ihrer Zeit befürchteten beide, demnächst von der anwachsenden Flut farbiger Völker überschwemmt zu werden. Als Draper 1937 den Pioneer Fond einrichtete, der eugenische Forschung zur Rassenverbesserung unterstützen sollte, war es daher nicht verwunderlich, dass er Harry Laughlin, Davenports Mitarbeiter in Cold Spring Harbor, als dessen Direktor gewinnen konnte.

In der Folgezeit finanzierte und unterstützte der Pioneer Fond zahlreiche Forscher, die am Nachweis rassenspezifischer Intelligenz arbeiteten, darunter Arthur Jensen und Hans Eysenck. Die Verbreitung ihrer Ergebnisse erreichte einen skandalträchtigen Höhepunkt mit der in starkem Maße auf sie Bezug nehmenden, 1994 veröffentlichten „Bell Curve“ von Richard Herrnstein und Charles Murray. Dort wurden vielfach kritisierte Daten kompiliert, um die These von der unterschiedlichen Intelligenz der Rassen zu stützen.

2 Vgl. Diane B. Paul, *Controlling Human Heredity. 1865 to the Present*, Amherst 1995, S. 112; zum Folgenden vgl. Stefan Kühl, *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. u.a. 1997, S. 76 ff. und 64 ff.; William H. Tucker, *The Funding of Scientific Racism. Wickliffe Draper and the Pioneer Fund*, Urbana/IL 2002; Russell Jacoby und Naomi Glauberman (Hg.), *The Bell Curve Debate. History, Documents, Opinions*, New York 1995; J. Philippe Rushton und Arthur R. Jensen, *Thirty Years of Research on Race Differences in Cognitive Ability*, in: „*Psychology, Public Policy, and Law*“, 2/2005, S. 235-294.

Zu den Verteidigern dieser Argumentation gehört auch Philippe Rushton, dessen Forschung nicht nur großzügig vom Pioneer Fond unterstützt wurden, sondern der heute auch dessen Vorsitzender ist. Noch 2005 konnten Rushton und Jensen im Organ der American Psychological Association eine Verteidigung ihrer Auffassung publizieren und eine enge Verbindung von Intelligenz und Rasse behaupten.

Der Godfather der DNA

James Watson bewegte sich also auf bekanntem Terrain, als er sich zu rassen-spezifischen Intelligenzunterschieden äußerte. Er war seit 1968 Direktor des Cold Spring Harbor Laboratory, wurde 1994 sein Präsident und amtierte vor seinem erzwungenen Rücktritt als Kanzler der nach ihm benannten Watson School of Biological Sciences. Neben dem Nobelpreis von 1962 wurde er mit zahlreichen anderen Ehrungen ausgezeichnet, so mit der Carty-Medaille der Akademie der Wissenschaften der USA (1971), der Copley-Medaille der britischen Royal Society (1993) und der Lomonossow-Medaille der Russischen Akademie der Wissenschaften (1995). Außerdem erhielt er 1977 die höchste zivile Auszeichnung der Vereinigten Staaten und 2002 die Ehrenritterschaft des Britischen Empires.

Das erklärt freilich nur bedingt die Mischung aus Entsetzen und Beschwichtigung, die seine Äußerungen zur Intelligenz der Schwarzen auslösten. Hinweise auf sein Alter wie auf seine Lust am Provozieren übersehen gleich zweierlei. Einmal hatte Watson genügend Zeit, sich mit der in der Rassismusforschung vertretenen These zu beschäftigen, dass der Weg nach Auschwitz unter anderem durch Cold Spring Harbor geführt hätte.³ Ferner handelt es sich bei Watsons letzten Äußerungen nicht um Ausrutscher, sondern sie stehen in der Tradition einer ganzen Reihe eugenischer Einlassungen und diskriminierender Verhaltensweisen.

Deren Beginn markiert jene Arbeit, die ihm den Nobelpreis einbrachte. Sie wird heute als Beispiel unethischer Autorschaft diskutiert.⁴ Dabei ließe sich durchaus individuelles Fehlverhalten von struktureller Begünstigung unterscheiden. Dass James Watson und Francis Crick wesentliche Informationen für die Entwicklung ihres Modells der DNA aus den Forschungen von Rosalind Franklin bezogen, steht fest. Sie waren ihnen ohne deren Wissen von Maurice Wilkins, der sich später den Nobelpreis mit ihnen teilte, zugänglich gemacht worden.⁵

Umstritten bleibt, wie es möglich war, dass Rosalind Franklins Anteil an der Entdeckung der Doppelhelix bis zum Verschweigen heruntergespielt wer-

3 Vgl. Joseph L. Graves Jr., *The Emperor's New Clothes. Biological Theories of Race at the Millenium*, New Brunswick 2002, S. 128 ff. (dort auch der Hinweis auf Davenport als „Papst“ der Eugenik).

4 Vgl. Gerhard Fröhlich, *Plagiate und unethische Autorenschaft*, in: „Information in Wissenschaft und Praxis“, 2/2006, S. 81-89, der Watson als „Absahner“ bezeichnet.

5 Vgl. Brenda Maddox, *Rosalind Franklin. The Dark Lady of DNA*, New York 2002; die folgenden Äußerungen wurden von der internationalen Presse vielfach dokumentiert, der Hitler-Vergleich findet sich in: „Süddeutsche Zeitung“, Magazin, 1.6.2001.

den konnte. Dass dabei sexistische Strukturen des Wissenschaftssystems eine Rolle spielten, steht außer Frage. Bei Watson gingen sie mit soliden Vorurteilen einher. In seinen Erinnerungen degradierte er Franklin von der Forscherin zur Assistentin und beschrieb sie als blaustrümpfig, ichbezogen und unkreativ. Bis heute bezeichnet er sie unverhüllt als Autistin.

Sexismus gehört auch sonst zu Watsons Qualifikationen. Die Vermutung eines ehemaligen Harvard-Präsidenten, die Unterrepräsentanz von Frauen an den Universitäten könne mit der Biologie der Geschlechter zu tun haben, kommentierte er mit der Bemerkung, sie sei „unpopulär“, aber keinesfalls „abwegig“. Außerdem hielt er eine Verbindung von dunkler Haut und starker Libido für wahrscheinlich. Gelegentlich verband er seine sexistische Einstellung auch mit homophoben eugenischen Optionen. So meinte er, man müsste, wenn sich Homosexualität genetisch diagnostizieren lassen sollte, einer Mutter, die solch ein Kind nicht austragen wollte, den Abbruch der Schwangerschaft erlauben. Schließlich würde ja auch akzeptiert, wenn Eltern kein Kind mit Down-Syndrom haben wollten.

Die selbst formulierte Frage, wie man mit Menschen umgehen sollte, „deren Gene kein sinnvolles Leben zulassen“, beantwortete er mit einem Vergleich: „Hitler sagte: Tötet alle, die diese Chance nicht besitzen. Ich meine, sie sollten gar nicht erst geboren werden“. In diesem Zusammenhang sprach er von „unwertem Leben“. Dazu fielen ihm als Beispiele ein „geistig behindertes Spastikerkind“ und „Menschen mit fortschreitendem Alzheimer“ ein. Bei ihnen soll es sich nach seiner Meinung aus „wissenschaftlicher Sicht“ um Fälle von „Nicht-Existenz“ handeln.

Weiße Vorherrschaft

Der Skandal, der schließlich zu Watsons Rücktritt führte, wurde durch seine Behauptung ausgelöst, hinsichtlich der „Perspektive Afrikas“ ausgesprochen „schwermütig“ zu sein: Zwar ginge „unsere gesamte Sozialpolitik“ davon aus, „dass ihre Intelligenz dieselbe wie unsere wäre“, aber „alle Untersuchungen besagten: eigentlich nicht“. Er hoffte zwar, dass alle Menschen „gleich“ wären. Doch diejenigen, die es mit schwarzen Mitarbeitern zu tun hätten, fänden das nicht zutreffend.⁶

Diese Rhetorik intoniert das Motiv des weißen Suprematismus, der weißen Vorherrschaft, ohne das Wort „weiß“ auch nur zu erwähnen. Sozialpolitische Fürsorge substituiert die „Last des weißen Mannes“. Imperialistisches Sendungsbewusstsein scheint melancholischer Resignation gewichen. Doch kann das den rassistischen Ausfall nicht kaschieren, der eine völlig neue Fassung des menschenrechtlichen Fundaments aus der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vorschlägt: „Not all men are created equal“ – nicht alle Menschen sind gleich geschaffen.

⁶ Vgl. Charlotte Hunt-Grubbe, The Elementary DNA of Dr. Watson, in: „The Sunday Times“, 14.10.2007; die folgenden Zitate finden sich ebd. und in James Watson, To question genetic intelligence is not racism, in: „The Independent“, 28.10.2007.

Gleichzeitig werden schwarze Menschen eng mit Afrika verknüpft. Darin klingt als weiteres Motiv die weiße Legende vom „schwarzen Kontinent“ an, dem jede eigene Geschichte abgesprochen wurde, seit Georg Wilhelm Friedrich Hegel dem Weltgeist unterstellte, einen Bogen um ihn geschlagen zu haben, Joseph Conrad ihn als Schauplatz einer Zeitreise in angeblich historische Urzeiten wählte und er Hannah Arendt von Menschen bevölkert zu sein schien, die sie für ebenso tatenlos wie geschichtslos hielt.

Die fehlende Perspektive dieses Kontinents sieht Watson durch die mangelnde Intelligenz seiner schwarzen Bewohner begründet, die durch „alle“ Analysen nachgewiesen worden wäre. Abgesehen von der Dreistigkeit dieses Arguments, enthält seine Unterstellung zwei Prämissen, die ihren Urheber als rassistischen Hardliner ausweisen. Die eine mutmaßt, „dass die intellektuellen Kapazitäten“ von Menschen, deren „Evolution geographisch getrennt“ verlief, nicht „identisch“ sein könnten. Die andere plädiert dafür herauszufinden, „wie Gene unsere intellektuellen Fähigkeiten beeinflussen“ und „nachzuweisen“, dass „Natur im Gegensatz zur Erziehung“ eine „verhältnismäßige Bedeutung“ zukommt. Beide Positionen stimmen mit den Einlassungen von Philippe Rushton überein, mit dem Watson die Überzeugung teilt, dass Rassen keine soziale, sondern eine natürliche Tatsache sind. Rushton besteht nach wie vor auf der unterschiedlichen Intelligenz der Rassen. Als Erklärung dafür verweist er auf ihre unterschiedliche Schädelkapazität. Sie führt er darauf zurück, dass jene Teile der Menschheit, die in grauer Vorzeit Afrika verlassen haben, durch ökologischen Druck höheren kognitiven Anforderungen ausgesetzt gewesen wären. Dadurch hätten sie entsprechend größere Gehirnkapazitäten und ein geringeres Niveau der Sexualhormone entwickelt.⁷

Doch während für Rushton die Rassenfrage im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht, kreist Watsons Rassismus um das Zentrum der Eugenik. In Cold Spring Harbor konnte er damit an noch nicht weit zurückliegende Überlegungen anknüpfen, die selbst eine lange Tradition haben.

Unwertes Leben

Rassismus kommt ohne „Rassen“ aus. Nach der Diskreditierung dieser Kategorie durch die nationalsozialistische Vernichtungspolitik und die antikolonialen Freiheitsbewegungen setzte er auf das Kulturkonzept, das bis zum „Kampf der Kulturen“ ausgebaut wurde. Solche Vorstellungen gab es auch schon vor der Erfindung der Menschenrassen. Sie bedienten sich unterschiedlich konstruierter Gegensätze, die sich in charakteristische Begriffspaare fassen lassen. Dabei werden Kultivierte und Barbaren, Reine und Unreine, Erwählte und Teufel, Zivilisierte und Wilde, Weiße und Schwarze sowie Wertvolle und Minderwertige gegenübergestellt.⁸

⁷ Watson betonte noch kürzlich: „Natürlich gibt es Rassen“; vgl. „Spiegel Online“, 4.10.2007. Zu Rushton vgl. J. Philippe Rushton, *Rasse, Evolution und Verhalten*, Frankfurt a. M. 2003, S. 17.

⁸ Vgl. hierzu ausführlich Wulf D. Hund, *Rassismus, Bielefeld 2007*; zum Folgenden vgl. Daniel J. Kevles, *In the Name of Eugenics*, Cambridge/MA 1995; Peter Weingart, Jürgen Kroll und Kurt Bayertz, *Rasse, Blut und Gene*, Frankfurt a. M. 1992; dort auf S. 390 auch das folgende Zitat.

Diese Dualismen wurden historisch unterschiedlich stark betont, sind aber nicht auf einzelne Epochen begrenzt. Häufig ergänzten und überlagerten sie sich. Immer dienten sie der Differenzierung des Menschseins und der Identifizierung angeblicher Untermenschen. Deren soziales Dasein blieb damit prekär, und sie mussten jederzeit mit der einseitigen Aufkündigung ihrer Duldung rechnen. Insbesondere der Dualismus von Wertvollen und Minderwertigen richtet sich dabei nie nur nach außen, sondern zielt auch ins Innere der Gesellschaft. Dabei reicht er von der latenten Gleichsetzung der Unterklassen mit Barbaren oder Wilden bis zur Bestimmung eines sozialen Bodensatzes unbrauchbarer und unerwünschter Menschen. Ihnen wird erklärt, kein richtiges Leben führen zu können und der Allgemeinheit zur Last zu fallen. Diese Diagnose geht mit der allem Rassismus innewohnenden Gleichgültigkeit gegenüber der Existenz der anderen einher. Sie steigert sich nicht selten bis zu dem Wunsch, sie mögen aufhören zu sein.

Der moderne Rassismus hat ihn bis zur Phantasmagorie des Untergangs gesteigert. Sie hielt schließlich nur noch die Weißen für existenzberechtigt und vermutete mit unterschiedlicher Beimischung von Betroffenheit, dass alle anderen Rassen aussterben würden. Die Aufklärung begründete das mit dem Gang des Fortschritts. Die Evolutionstheorie untermauerte es mit dem Selektionsszenario des Kampfes ums Dasein.

Um in ihm zu bestehen, sollten die als organische Einheit gedachten „Volkskörper“ vor Degeneration geschützt werden. Deswegen müsste die Vermehrung von Individuen mit schlechten Erbanlagen verhindert werden. Gleichzeitig erschien es wünschenswert, die Fortpflanzung jener zu fördern, die über wertvolles Erbmaterial verfügten.

Die mit solchen Überlegungen verbundene Politik reichte von der Registrierung bis zur Sterilisation und von der Asylierung bis zur Euthanasie. Die dabei unterstellten Erbkrankheiten waren soziale Konstruktionen, die im Zweifelsfall alle sozial unerwünschten Personen bis hin zu Alkoholikern und unehelichen Müttern umfassen konnten. Das unter solchen Vorzeichen taxierte Leben galt zunächst als weniger wert, um schließlich als unwertes Leben vernichtet zu werden. Führende deutsche Eugeniker der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lobten in diesem Zusammenhang „das politische Werk Adolf Hitlers“, das ihren „Traum zur Wirklichkeit“ gemacht hätte.

Die Ethik des Genoms

Angesichts dieser Perspektive setzte schon die frühe Eugenik auf den wissenschaftlichen Fortschritt. Er sollte dazu führen, individuelles Leid dadurch vermeiden zu helfen, dass unwertes Leben gar nicht erst geboren würde. Die Genetik hat diese Hoffnung zur Option gemacht. James Watson gehört zu deren Propagandisten. Seine Überlegungen knüpfen an die negative wie die positive Variante der Eugenik an. Er spricht sich dafür aus, die Möglichkeiten genetischer Selektion zu nutzen, um hässliche Frauen zu eliminieren. Könnte man durch Hinzufügen eines Gens „Kinder intelligenter oder schöner oder

gesünder“ machen, sieht er „keinen Grund, das nicht zu tun“. Denn „jeder Versuch, andere am Verbessern von Dingen zu hindern“, verstieße „gegen den Geist des Menschen“.⁹

Umgekehrt glaubt er nicht an die Existenzberechtigung von Menschen, deren „Leben niemals Anlass zur Hoffnung auf Erfolge gegeben hätte“.¹⁰ Gleichzeitig geht er davon aus, dass „wir“ mit Hilfe der Genetik „die Zukunft vorhersagen und unserem künftigen Schicksal eine gute oder schlechte Wendung geben“ könnten. Infolge dieser „genetischen Weltsicht“ würden „allen Bürgern“ die „angemessenen genetischen Vorsorgeuntersuchungen“ ermöglicht. So könnte ein Konsens darüber entstehen, „dass Menschen das Recht haben, dem Leben erbgeschädigter Föten ein Ende zu setzen“.

Natürlich müssten dabei Regeln gegen Missbrauch aufgestellt werden. Sie kämen durch soziale Verträge zustande. Als deren Bezugspunkt empfiehlt Watson die Einsicht, „dass menschliches [...] Leben [...] durch einen evolutionären Prozess entsteht, der den Darwinschen Prinzipien der natürlichen Auslese folgt“. Bei der Unterstützung der Evolution möchte er sich nicht auf Erbkrankheiten beschränken. Schließlich hätten Gene auch Einfluss auf „intellektuelle Fähigkeiten“ und „asoziale Aktivitäten“.¹¹ Leider würde diese Einsicht von „Linken“ und „professionellen Agitatoren“ bekämpft, die befürchteten, „dass weitere genetische Forschung das kommunistische Dogma unbrauchbar machen würden, welches alle sozialen Ungleichheiten kapitalistischer Selbstsucht zuschreibt“.

Die Logik dieser Argumentation ist schwer zu unterbieten. Ihr Vertreter zielt darauf ab, einem sozialdarwinistisch verstandenen, natürlichen Selektionsprinzip durch gentechnische Manipulation auf die Sprünge zu helfen, um herrschaftskritischen Ungleichheitsanalysen den sichtbaren Beweis seines biologistischen Menschenbildes entgegenhalten zu können. Der eugenische Kern dieser Überlegungen prägt die mit ihnen verbundenen gesellschaftspolitischen Vorstellungen. Fluchtpunkt ist die „Herrenrasse“: „Trotz Hitlers Verwendung des Ausdrucks“ sollten wir nicht behaupten, „die Genetik nie benutzen zu wollen, um Menschen fähiger zu machen, als sie heute sind“.

Weiβes Eutopia

In einer neueren Einführung in die Geschichte des Rassismus wird der Zusammenhang zwischen einem weißen Eutopia und der Eugenik und Genetik nachdrücklich betont. „Eine Gesellschaft, die in ihrem Traum von der genetischen Abschaffung etwa des Krebses“ die „Abschaffung unerwünschter Körper-, Sexualitäts- oder Verhaltensformen gleich mitträumt“, wäre „nicht

9 Vgl. Michael Gerson, The Eugenics Temptation, in: „Washington Post“, 24.10.2007; Interview mit James Watson, in: „Welt Online“, 12.9.2005; Interview mit James Watson, in: „Spektrumdirekt“, 18.4.2003.

10 James Watson, Die Ethik des Genoms. Warum wir Gott nicht mehr die Zukunft des Menschen überlassen dürfen, in: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 26.9.2000; die folgenden, nicht näher nachgewiesenen Zitate stammen aus diesem Beitrag.

11 James Watson, Genes and Politics, Cold Spring Harbor Laboratory. President's Essay des 1966 Annual Reports; dort finden sich auch die folgenden Zitate.

weniger rassistisch als jene“, „die den gleichen Traum durch Sterilisierung und Selektion zu verwirklichen suchte“. ¹²

Watsons Phantasien erfüllen diese Voraussetzungen Punkt für Punkt. Seine Heilungsversprechen beschränken sich nicht auf Krankheiten, sondern verbinden sich mit Überlegungen zum Design schöner Frauenkörper, zur Abtreibung von Homosexualität und zur Suche nach genetischen Ursachen vermeintlich asozialen Verhaltens. Sie gehen mit Wunschbildern einher, die die Produktion von Übermenschern imaginieren.

Die Attacke auf die Intelligenz von Afrikanern ist in diesem Kontext zu lesen. Der dabei von Watson benutzte Begriff „Master Race“ steht in einer dreifachen Tradition. Er umschreibt Utopien der Menschenzüchtung, Phantasien vom Herrenvolk und Proklamationen weißer Suprematie. Dabei wurzelt er nicht nur im Morast völkischer Ideologien. Seine Ursprünge reichen zurück bis zu Friedrich Nietzsches blonden Bestien und Immanuel Kants sendungsbewussten Europäern. ¹³ Diese „Herrenrasse“ ist kein Nachtmahr, der dem Schlaf der Vernunft entsprungen wäre. Wir müssen uns Watson als einen Mann vorstellen, der seine Überlegungen zur Zukunft der Menschheit gerade zu Papier gebracht hat und sich nun, mit in den Armen verborgenem Kopf auf einen Tisch gelehnt, ausruht. Wie von ungefähr erinnert er so an die Figur auf Francisco de Goyas *Capricho 43*, hinter deren Rücken sich Tiere der Nacht scharen. Die dazu gehörige Inschrift – „El sueño de la razón produce monstruos“ – wird unterschiedlich interpretiert, je nachdem, ob man den Doppelsinn des Wortes „sueño“ als Schlaf oder Traum entziffert.

In Watsons Fall gibt es diese Schwierigkeit nicht. Zu den Tieren, die ihn beobachten, gehört die Eule der Minerva. Ihre entsetzten Augen deuten darauf hin, dass sie einen Blick auf seine Notizen geworfen hat. Sie formulieren die modernisierte Version jenes monströsen Traumes, der in Cold Spring Harbor schon einmal geträumt wurde. Er spielt an einem Ort, den ein englischer Eugeniker des 19. Jahrhunderts Eutopia genannt hat. Dort lebt eine Menschheit, die sich zusammen mit den Kranken auch aller Abweichler und Unerwünschten entledigte. Das Eutopia des Dr. Watson ist ein Traum der Vernunft. In ihm assistieren schöne Frauen klugen Männern bei der Verwirklichung der Weißheit. Ihr gentechnisch optimierter Nachwuchs ist gesund, intelligent und verhält sich „normal“. Sie lieben die sexuelle Zweisamkeit jenseits von Afrika und suchen nur gelegentlich das Abenteuer dunkelhäutiger Begleitung. Nach der Eliminierung genetischer Dispositionen für Aggressivität und Kriminalität verläuft ihr gesellschaftliches Leben ungemein harmonisch. Linke Kritik an diesen Verhältnissen konnten sie dank der Entdeckung des „Politgenoms“ ¹⁴ zum Schweigen bringen.

¹² Christian Geulen, *Geschichte des Rassismus*, München 2007, S. 109.

¹³ Eine Ironie der Geschichte ist, dass die Presse kurze Zeit nach Watsons Rücktritt berichtete, dass „Watson schwärzer als er dachte“ sei. Die Analyse seines Genoms hatte Hinweise darauf geliefert, dass 16 Prozent seiner Gene von schwarzen Vorfahren stammen („Sunday Times“, 9.12.2007).

¹⁴ Vgl. John R. Alford, Carolyn L. Funk und John R. Hibbing, *Are Political Orientations Genetically Transmitted?* In: „American Political Science Review“, 2/2005, S. 153-167; die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ berichtete über diesen Beitrag am 13.7.2005 unter der Schlagzeile „Politgenom“.